

Johano Strasser

Über milde Skepsis und Lebenszuversicht¹

Wenn man bedenkt, wie viel wir nicht wissen von dem, was man eigentlich wissen müsste, um halbwegs ungeschoren und anständig durchs Leben zu kommen, ist es ein Wunder, dass es uns überhaupt noch gibt.

Wenn man bedenkt, was man alles falsch machen kann bei der Erziehung der Kinder, ist es ein Wunder, dass einige von ihnen überhaupt über die Pubertät hinausgelangen.

Wenn man bedenkt, womit wir uns täglich vergiften können, ist es ein Wunder, dass wir die Nahrungsaufnahme noch nicht ganz eingestellt haben.

Wenn man bedenkt, welchen undurchschaubaren Mächten wir im Laufe unseres Lebens unterworfen sind, ist es ein Wunder, dass wir überhaupt noch den Kopf unter der Decke hervorstrecken wagen.

Das Leben ist ein Vabanque-Spiel. Wer es bestehen will, braucht Todesmut – und *Lebensmut*. Ich bin wundersamer Weise mit einer fast unerschütterlichen Zuversicht ins Leben gestartet. Das verhinderte natürlich nicht, dass auch ich gelegentlich, mit Hamlet zu reden, von „Pfeil und Schleudern des wütenden Geschicks“ getroffen wurde. Aber kleinere und größere Missgeschicke warfen mich nie lange um. Ich hatte keinen klar erkennbaren Grund, besonders zuversichtlich zu sein, und war es zumeist doch.

Als meine Familie nach dem Krieg aus Holland nach Deutschland kam, konvertierte meine Mutter mitsamt ihren fünf Kindern zum Katholizismus. In Holland waren wir *gereformeed* gewesen, hatten also einer eher kalvinistischen Spielart des Protestantismus angehört, ohne dass das für uns Kinder viel bedeutet hätte. Nun wurden wir Katholiken, weil im nördlichen Niedersachsen, wohin es uns verschlagen hatte, die Einheimischen protestantisch, die Flüchtlinge aber, in der Mehrzahl Schlesier, katholisch waren. Nach Meinung meiner Mutter gehörten wir zu den Flüchtlingen, obwohl wir aus der falschen Richtung, nämlich aus Westen gekommen waren. Der katholische Pfarrer versprühte in unserer

Wohnung Weihwasser, die schlesische Nachbarin schenkte meiner Mutter einen Rosenkranz und einmal in der Woche kam Fräulein Nölke auf dem Motorrad angefahren und brachte uns Diasporakindern den Katechismus bei.

Ich bin nicht sicher, ob ich je im Sinne der Kirche gläubig war. Was Fräulein Nölke uns lehrte, was der Pfarrer am Altar sagte und tat, das war nicht meine Sache. Es war die Sache der Erwachsenen, die von uns Kindern erwarteten, dass wir mit Ernst und Aufmerksamkeit daran teilnahmen. Ich besuchte sonntags die Messe in einer zur *Kapelle* erklärten Baracke, mit neun ging ich zur ersten Kommunion, mit dreizehn wurde ich gefirmt und am Heiligen Abend stand ich trotz lähmender Müdigkeit die Mitternachtsmesse tapfer durch. Aber wirklich ergriffen hat mich von alledem nichts. Wenn ich meine kindlichen Vergehen gebeichtet hatte, riß ich zumeist die als Buße aufgegebenen fünf *Gegrüßet seist du, Maria* und fünf *Vaterunser* noch während der anschließenden Messe herunter.

Im Rückblick denke ich, dass ich als Kind und Jugendlicher eher eine Art Animist war. Wenn ich morgens, den Schulranzen auf dem Rücken, zum zwei Kilometer außerhalb des Dorfes gelegenen Bahnhof stapfte, sprachen der Wind, die Gräser, die Büsche und Bäume, die Vögel und die Fische im Bach zu mir. Vielleicht ist das Wort *sprechen* hier fehl am Platz. Es war vielmehr ein Gefühl der Verbundenheit mit der mich umgebenden Natur, eine sprachlose, sympathetische Kommunikation. Ich war allein und war es doch nicht, weil ich von lauter Mitlebewesen umgeben war, mit denen ich mich von gleich zu gleich auf eine vorsprachliche Weise austauschen konnte. Fräulein Nölke hätte dieses Gefühl der Zugehörigkeit zur Natur, das mich auch heute noch gelegentlich erfüllt, wahrscheinlich als heidnisch verworfen. Mir aber bedeutete es mehr, als die Kirche mir mit ihren Gewißheiten und hoheitlichen Ritualen zu bieten hatte. Und als ich das Abitur hinter mich gebracht hatte und meine Mutter mir mit Hilfe des Pfarrers einzureden suchte, aufs Priesterseminar nach Alfeld an der Leine zu gehen – ihr vermeintlich stärkstes Argument war das Stipendium, das die Kirche mir anbot –, trat ich kurzerhand aus der Kirche aus und verdiente mir mein Studium am Auslands- und Dolmetscherinstitut in pfälzischen Germersheim mit Akkordeon-Spielen in den Cafés der umliegenden größeren Städte selbst.

Weil ich so früh mit der Kirche brach, ist bei mir kein Hass auf sie zurückgeblieben. Der Ablösekampf liegt lange zurück. Das Christen-